

DAS GEFÄNGNIS STEIN

Das Gefängnis hieß Stein, wie das Gestein. Gleich daneben gab es einen etwas größeren Ort, Krems. Heute ist es eine Kleinstadt, die ich später noch einmal besucht habe. Stein und Krems gingen damals schon fast ineinander über. In Krems befand sich das Frauengefängnis und in Stein das Männergefängnis, beide in der k.u.k. Österreichisch-Ungarischen Monarchie als Besserungsanstalten errichtet. Für die Bevölkerung gab es Arbeitsplätze innerhalb und außerhalb des Gefängnisses, die Gefangenen konnten dort ihre Strafe durch gute Führung verkürzen. Es waren strenge Gefängnisse, Zuchthäuser, strenger als jede Besserungsanstalt in Griechenland. Zu Hitlers Zeiten, und auch davor, galt jemand als Held, der drei Jahre Zuchthaus überstanden hatte – es herrschten also sehr schwierige Lebensbedingungen dort. Beide Gefängnisse, das für Frauen und das für Männer, waren sehr streng geführt.

Dort landeten wir also, in Stein. Die Härte des Gefängnisses lag – zumindest in der Zeit, in der sein Name bei Österreichern und Deutschen Ehrfurcht hervorrief – an der dortigen Isolierungshaft. Man war allein, isoliert – Einzelhaft in einem sogenannten Absonderungshaftraum. Das war eine schreckliche Strafe. Es gab keinerlei Kontakt, auch keinen Sprachkontakt. Nur einen Spaziergang, eine Viertelstunde, in einem der Innenhöfe der Anstalt. Dort liefen die Strafgefangenen in einem Abstand von etwa zwei bis drei Metern voneinander im Kreis herum. Es herrschte Redeverbot. Nach einer Viertelstunde wurde man wieder in die Zelle gesperrt. Essen wurde durch eine lochartige Öffnung gereicht.

Die Zellen waren für Einzelhaft gedacht. Ihre Maße waren sicher nicht größer als zweieinhalb mal drei Meter.

Das war die gesamte Fläche. Es gab ein Bett, das mit Winkeleisen an der Wand befestigt war, eine Matratze und eine Kloschüssel. In diesen Raum stopfte man uns zu dritt hinein. Es gab nicht genug Platz im Gefängnis. Das Problem der Isolation wurde dadurch gemildert, das Platzproblem jedoch verschärft. Es war ein sehr strenger Winter, und die Luft war in der Zelle für drei Personen zu knapp. Wegen der Kälte gab es Doppelfenster. Richtig gehen konnte man darin auch nicht. Was sollte man so endlose Stunden in der Zelle tun? Was man sich zu erzählen hatte, war schon längst gesagt. Man wollte sich auch nicht ständig wiederholen. Nachdenken war

kein Problem, aber nur herumsitzen konnte man auch nicht auf Dauer. Also, was tun?

Zwei saßen auf dem aufgeschlagenen Bett, der dritte ging jeweils 500 Schritte hin und her. Waren die 500 Schritte getan, setzte er sich. Der Nächste stand auf, machte seine Schritte und so weiter.

Auf diese Weise konnten wir den Bewegungsmangel einigermaßen ausgleichen. Übers Essen brauche ich nicht ins Detail zu gehen, zwei Sätze dazu genügen sicherlich. Als ich hinkam, wog ich nach dem damaligen griechischen Gewichtsmaß 61 Okka. Als wir im Mai 1945 befreit wurden, waren es nur noch 39 Okka. Das sind 78 bzw. 50 Kilogramm. Das spricht für sich, da muss ich nicht ins Detail gehen. Das meiste, was wir aßen, hatte fast keinen Fettgehalt. Gekochte Kartoffeln. Um ausschließlich von gekochten Kartoffeln satt zu werden, muss man viele essen. Es gab, sagen wir mal, zwei Kartoffeln so groß wie kleine Zitronen. Das war, zusammen mit ein wenig Suppe, die Hauptmahlzeit. Meistens bestanden die Zutaten aus Abfallprodukten einer Fabrik, die Marmelade aus Möhren herstellte. Die Möhren lagen als große Halden vor der Fabrik. Vor der Verarbeitung zu Marmelade wurde das Gemüse von der Erde gereinigt. Aus den Möhrenabfällen wurde nun Suppe gekocht, die uns in kleinen Blechbechern gereicht wurde. Dazu gab es noch zwei oder drei gekochte Kartoffeln, das war das ganze Mittagessen. Nur an Feiertagen, sagen wir an Hitlers Geburtstag, wurde etwas Margarine dazugegeben, etwa zehn Gramm. Sie wurde aus Kohle hergestellt, wie wir dann erfuhren.

Manchmal gab es auch ein Stück Salami, aber nicht so eine Salami, wie wir sie aus Griechenland kannten. Es war die uns unbekannteste Blutwurst. Ein sehr, sehr kleines Stück. Es war trotzdem ein Fest. Sonntags wurden oft gehäutete Pferdeköpfe gebracht, das Fleisch war abgeschabt. Wir sahen sie auf den Holzkarren, wenn sie geliefert wurden. Sie waren wie Steine oder Ziegel aufeinander gestapelt. Das haben wir beobachtet. Die Köpfe wurden gekocht und machten die Sonntagsbrühe aus. Da wurden noch einige wenige Kartoffeln hineingeworfen und auch einige der bereits erwähnten Möhren.

Das war sozusagen das bestmögliche Essen, das Festtagsessen. Wahrscheinlich besaß das Pferdefleisch auch die vom Körper benötigten Proteine. Aber wir waren es nicht gewohnt, Pferdefleisch zu essen, es schmeckte säuerlich. Natürlich gab es keinen, der es nicht aß, denn die Hungersnot war groß, und so wurde alles gegessen. Ich muss erwähnen,

dass man sich in den Zellen notgedrungen um 21 Uhr schlafen legen musste. Da ergab sich die Frage, wer im Bett und wer auf dem Boden schlafen sollte. Das war ein gewisses Problem. Die eine Strohmattatze, die es in der Zelle gab, wurde auf den Boden gelegt. Darauf schliefen die zwei, die nicht im heruntergeklappten Bett übernachteten. Dazu gab es für jeden noch eine Decke aus einer Art Stroh oder Heu, anders kann ich sie nicht beschreiben, aus Wolle war sie sicher nicht. Wir schliefen in den Kleidern, in denen wir verhaftet worden waren, die gleiche Kleidung wie am Anfang der Geschichte. Später bekamen wir blaue Kleidung mit Streifen. In dieser Kleidung gingen wir zur Arbeit, schliefen darin, wachten darin wieder auf. Dazu gab es für alle Holzschuhe. Barfuß, nur in Holzpantinen, so liefen wir die ganze Zeit herum. Und unsere Köpfe waren markiert, wie man das bei Schafen tut, damit der Schäfer sie von Weitem erkennen kann. Denn, wenn wir zur Arbeit gingen, bestand Fluchtgefahr. Darauf komme ich später noch zu sprechen. Durch dieses besondere Merkmal konnte man uns bei Flucht sofort erkennen und fassen. Bei jedem Haarschnitt rasierte man uns bis auf die Haut einen fünf Zentimeter breiten Streifen von der Stirn bis zum Nacken. Rechts und links davon blieb das Haupthaar stehen.

Jeden Morgen war der Appell ohne besonderen Grund sehr früh. Es kann sein, dass das einem gewissen militärischen Drill geschuldet war. So hatten wir uns zwischen 5:30 und 6:00 Uhr zu waschen und fertig zu machen. Es gab einen Wasserhahn in der Zelle. Dann mussten wir uns aufstellen. Die Türen wurden geöffnet, und eine Wache kam vorbei. Wir mussten in Habachtstellung stehen. Wir wurden vom Fleck weg einzeln oder als Gruppe zur Erledigung von Aufgaben oder Arbeiten verpflichtet. Mit leichteren Aufgaben wurden diejenigen betraut, die keine manuelle Tätigkeit gewohnt waren. Dieses österreichische Gefängnis wurde von Österreichern verwaltet, die Hausordnung respektierte grundsätzlich den Strafgefangenen. Niemand wurde gequält oder gar gefoltert. Jeder hatte sein Strafmaß bekommen, zehn Jahre Zwangsarbeit der eine, fünf der andere, fünfzehn ein dritter. Dieses Strafmaß hatten wir in Einklang mit den Bedingungen, den Befehlen und der Gefängnisordnung abzusitzen. Wir stellten fest, dass das Verhalten der Österreicher gegenüber den Strafgefangenen äußerst human war, zumindest das der meisten. Es war menschlich, das kann ich ohne Umschweife sagen. Klagte man zum Beispiel „Ich habe Bauchschmerzen und kann nicht lange im Stehen arbeiten“, bekam man

„Setz dich kurz hin!“ zu hören. Aus Lagern und Gefängnissen, die nicht von Österreichern, sondern von Deutschen geführt wurden, hörten sich die Berichte anders an.

Das nahmen wir als gegeben hin. Und wir hegten die Vermutung, dass wir es besser hatten als andere, da wir Informationen über das Lagerleben anderswo bekamen. Die Arbeiten, die auf uns warteten, waren unterschiedlich. Wir drei aus unserer Zelle wurden jeden Tag in eine Fabrik geschickt, in der Munitionshülsen zusammengetragen waren. Leere, also bereits verwendete Geschosspatronen von den unterschiedlichsten Kriegsschauplätzen in ganz Europa: Es gab griechische, italienische, tschechoslowakische, bulgarische Hülsen, Hülsen vieler unterschiedlicher Armeen. Produkte fremder Herstellung und unbekannter Kaliber mussten wir deshalb aussortieren, also auf die eingepprägten Stempel auf dem Boden der Hülsen achten. Jeder war verpflichtet, täglich innerhalb von acht Arbeitsstunden drei Kisten mit Hülsen zu sortieren. Drei Kisten im Format von Konserven- oder Dosenmilchkartons, deren Inhalt sortiert werden musste. Diese Arbeit erledigten wir im Sitzen auf Bänken.

Schaffte man keine drei Kisten am Tag, wurde das als Sabotage gewertet. Nichterfüllung der Mindestleistung zog eine Untersuchung durch die Verwaltung nach sich.

Mir ist das einmal passiert. Ich wurde mit einem Monat Einzelhaft bestraft. Das bedeutete verschärfte Isolierung in einer Zelle im Keller, weil ich nicht einmal zweieinhalb Kisten sortiert hatte. Warum war ich nicht in der Lage gewesen? Theoretisch hätte ich noch viel mehr schaffen können. Mittlerweile hatten wir Hülsensortierer uns untereinander kennengelernt, alle zusammen waren wir an die 50, die in einem Raum arbeiteten. Es waren circa 20 Griechen darunter, aber auch viele andere Nationen. Bald stellte sich heraus, dass fünf von uns den „Partisanenjargon“ beherrschten, in dem man sich freier unterhalten konnte. Wir gründeten ein „Büro“. Oberstes Ziel des Büros war, vorsichtig von Griechen und Nichtgriechen Informationen zum Kriegsgeschehen zu sammeln, da wir darüber nichts wussten.

Was Informationen zur Außenwelt anging, waren wir im Gefängnis lebende Tote. Wo befanden sich die Kriegsschauplätze?

Vorrangig galt es, untereinander den Überlebenswillen zu stärken und gemeinsames Handeln zu planen, falls wir uns plötzlich wegen einer übereilten Aktion außerhalb des Gefängnisses wiederfänden, wie es schon anderswo passiert war, beispielsweise im Falle einer Eroberung der Stadt

durch alliierte Truppen. Wir wollten nicht jeder für sich sein, sondern eine Verständigungsbasis schaffen, sodass wir uns an jeder Stelle einbringen konnten. Das waren die grundlegenden Ziele des Büros. Die politische Orientierung jedes Einzelnen wurde nicht abgeklopft.

Moralische Grundlage wurde das Ehrenwort, so wie es hier bei uns auf Kreta gilt, damit wir dort, unter den herrschenden Bedingungen, etwas auf die Beine stellen konnten, das unseren Glauben an den nationalen Widerstand und die nationale Befreiung bekräftigen sollte, wofür wir schließlich von den Deutschen in dieses Gefängnis gesteckt worden waren. Wir sagten uns also, dass „diese Hülsen, die man uns zu reinigen zwingt, zu Kugeln werden, die nach Griechenland zurückkehren und unsere Brüder töten.“ So sahen wir das. Demnach galt: Je weniger Hülsen wir abgaben, desto weniger Schaden richteten wir an.

Alles, was unter drei Kisten lag, war Sabotage. Aber es war auch der Punkt erreicht, an dem wir letztlich auch gemessen werden sollten. Und so kam es dazu, dass ich keine drei Kisten ablieferte – es waren gerade mal etwas mehr als zwei –, deshalb vor den Gefängnisleiter treten musste und mit einem Monat Einzelhaft im Keller bestraft wurde. Was bedeutete das aber? Nicht nur, dass ich vom Erdgeschoss in den Keller ziehen musste, sondern ich bekam auch die tägliche Essensration nur alle drei Tage. Die anderen zwei Tage ging ich leer aus. Es gab nur Wasser aus einer Blechbüchse, davon jedoch, so viel ich wollte. Am Tag, an dem es Essen gab, bekam ich auch eine Matratze aus Stroh, eine Decke wie die in den Dreierzellen, die gestreifte Gefängnis Kleidung und einen Militärmantel wegen des erwähnten besonders strengen Winters. So konnte ich schlafen. Aber am Morgen danach, wenn ich um 7 Uhr bereitstand, wurde die Matratze wieder abgeholt. Wenn die Matratze weg war, hieß es wieder stehen. So verbrachte ich wieder zwei Tage und Nächte im Stehen. Nur auf Wasser brauchte ich nicht zu verzichten, ansonsten gab es nichts. Was du dort denkst, was du dort tust, das Kräfteressen, da bist du auf dich selbst gestellt. Was ich weiß, ist, dass ein Zimmermann aus Athen, der in der gegenüberliegenden Zelle saß, sich am fünften Tag erhängte. Er schnitt einen breiten Streifen vom Militärmantel ab, befestigte ihn an einem Eisengitter und erhängte sich dort. Er hatte nicht durchgehalten. Am fünften Tag konnte er nicht mehr. Ich blieb zwölf Tage drin. Allerdings keinen ganzen Monat. Wie es dazu kam? Am neunten oder zehnten Tag kam der Wachtmeister, öffnete die Zelle und befahl mir, hinten in der Zelle in

Habachtstellung stehen zu bleiben. Drei Personen kamen mit Farbe und Pinseln herein, um die Zelle zu streichen.

Ich erfuhr, dass in diesem Monat eine Inspektion bevorstand. Die Zellen wurden mit weißem Kalk getüncht. Sobald die Maler drin waren, ging der Wachtmeister zur nächsten Zelle, um sie vorzubereiten.

Da sprach mich einer der Maler auf Griechisch an:

„Kennst du einen Mavrakis?“ Ich antwortete: „Das bin ich.“ Darauf sagte er:

„Beim Gehen werde ich einen Brief von deiner Frau unter den Mistkübel (Das war ein Behälter für die Notdurft.) legen.“

Meine Frau wurde zwei Monate nach mir nach Österreich gebracht und war im Frauengefängnis von Krems. Das wusste ich aber zu der Zeit nicht, und sie wusste auch nicht, wo ich war. Sie suchte blind und wann immer sich eine Gelegenheit ergab, überreichte sie Briefe an mich an Griechen mit geringen Strafen, die nur zu zwei, drei Jahren verurteilt waren und bei externen Arbeiten eingesetzt wurden. Es bestand keine große Fluchtgefahr, denn diese Griechen genossen viele Privilegien. Sie waren keine Widerständler. Und man hatte sie im Griff. Von diesen waren mehrere im Gefängnis tätig. Dieser hier wohnte im Keller des Frauengefängnisses, weil auch dort die Zellen gestrichen werden sollten. Als er am Frauengefängnis vorbeiging, fiel der Brief von oben herab, und er hat ihn aufgefangen. Darauf stand: „Für den Gefangenen Nikos Mavrakis“. „Ich lege ihn unter den Kübel“, sagte er und tat es. Dann tünchte er die Zelle. Ich stand ihm gegenüber und konnte den Brief natürlich erst einmal nicht an mich nehmen. Er sagte: „Lies ihn, wenn ich gehe. Morgen komm ich zum zweiten Anstrich. Wenn du eine Antwort für deine Frau hast, leg sie wieder unter den Kübel. Dann kann ich sie mitnehmen.“

Und so machten wir es.

Die sehr feinen Buchstaben habe ich lange immer wieder gelesen. Sie schrieb, dass sie überall nach mir gesucht habe, dass ich unauffindbar sei und dergleichen. Jetzt musste ich ihr antworten. Nur wie? Ich hatte keinen Stift. Sowas war verboten. Etwas Papier lag allerdings in der Zelle, in der Tat ziemlich hart, als Toilettenpapier. Geschnitten in der gefängniseigenen Druckerei. „Wie soll ich bloß schreiben?“, war jetzt meine Sorge. Schließlich fiel mir ein, dass ich am rechten Revers des Militärmantels eine Stecknadel so versteckt hatte, dass man nicht mal ihren Kopf sehen konnte. Diese Stecknadel nahm ich also heraus, und noch vor der Schlafenszeit um 21

Uhr schrieb ich unter dem Licht, das außerhalb des Zellenfensters brannte, nur drei Worte; ich stach die Umriss der Buchstaben als winziges Lochmuster auf das Papier. Dabei fiel der innere Bereich der Buchstaben heraus. Das war nur möglich, weil das Papier etwas fester war. Ich schrieb also: „Leben gefährdet, Isolationshaft“. Wie sollte ich nur „Sofia Mavraki“ schreiben, damit der Brief sie erreichte? Denn ihre Nachricht war zerstört, das dünne Papier war in ein Pflaster geklebt. Es war unmöglich, meinen Zettel in ihren einzuwickeln. Außerdem musste ich den Empfänger irgendwo vermerken.

Ich stach mir also in den Finger, schrieb mit etwas Blut „Sofia Mavraki“ auf ein weiteres hartes Stück Papier und faltete es. Und ab damit unter den Kübel! Der Maler kam tatsächlich am nächsten Tag zum zweiten Anstrich und nahm den Brief mit. Der Brief erreichte tatsächlich meine Frau. Übrigens sprach sie ein gutes Deutsch, besser als jede andere der fast dreißig inhaftierten griechischen Frauen. Die verantwortliche Aufseherin hatte meine Frau zur Kontaktperson zwischen Leitung und Gefangenen bestimmt. Die beiden hatten einen guten Draht zueinander, und meine Frau vertraute sich ihr an. Sie schilderte meine missliche Lage und bat die Aufseherin um Hilfe.

Tatsächlich kam ich zwei Tage später aus der Isolationshaft – ich wusste nicht, wie mir geschah, da es zu keinem anderen Kontakt gekommen war – und ich konnte wieder zur Arbeit gehen. Meine Frau hatte mittlerweile über den griechischen Anstreicher erfahren, dass wir Griechen auswärts in der Nähe des Frauengefängnisses arbeiten gingen. Da gab es eine Manufaktur, eine kleine Fabrik sozusagen. Die Frauen, die dort beschäftigt waren, stellten Tarnungen für Geschütze her. Dazu wurden Maisblätter benutzt, die ziemlich robust sind. Diese wurden mit Hilfe einer Apparatur auf einem Flachsseil befestigt und zu Tarnnetzen verarbeitet, unter denen man dann die Geschütze verstecken konnte. Das war die Frauenabteilung. In derselben Fabrik, auf derselben Etage und direkt gegenüber, sortierten wir die Hülsen. So wusste sie also, dass ich da war. Deshalb bat sie um Erlaubnis, mit den anderen Frauen arbeiten zu gehen, um so in meine Nähe kommen zu können. Im Bereich zwischen den zwei Abteilungen gab es einen Wasserhahn, von dem Wasser gezapft wurde für Frauen und Männer, jedoch immer unter Aufsicht von Gefängniswachen. Es stand dort auch ein Fass voller Sand auf der Seite der Frauenabteilung und eins auf unserer Seite. Dort reinigte man grob seinen Henkelmann, bevor er mit Wasser gewaschen wurde.

Die Folge war, dass meine Frau, als sie von meiner Anwesenheit erfuhr, Wasser holen ging und ins Sandfass ein kleines Päckchen mit Zwieback steckte, den sie organisiert hatte. Sie strickte Pullover und gab sie der Gefängnisleiterin, die sie entweder für sich behielt oder verkaufte. Meine Frau bekam dafür Zigaretten und manchmal auch Zwieback und etwas Margarine. So erfuhr ich vom Helfershelfer der Wache, einem Tschechoslowaken, dass meine Frau da ist:

„Deine Frau arbeitet gegenüber und will dich sehen.“ Ich machte den Vorschlag, eine gemeinsame Zeit zum Wasserholen auszumachen, um sie treffen zu können. Das klappte tatsächlich, und wir trafen uns in der Menge. Der Wachmann wurde von unserem Helfershelfer abgelenkt und bekam auf diese Weise nicht mit, dass meine Frau mir zuflüsterte: „Schau im Sand nach, da ist was für dich.“

Meine Kameraden standen um den Wasserhahn, ich steckte meine Hand in den Sand, fand das Päckchen, steckte es in meine Tasche und teilte mir später den Inhalt mit den anderen Gefangenen.

Das ging mehrere Tage so, bis ich auf frischer Tat ertappt wurde. Es war aufgefallen, dass ich Wasser holen ging und im Sand wühlte. Es wurde aber nichts bei mir gefunden. Denn ich hatte einen Schlitz weit oben im Futter des Militärmantels gemacht. Das kleine Päckchen rutschte durch den Schlitz bis nach ganz unten. Der Mantel war sehr lang. Ich öffnete ihn zur Visitation, wurde abgetastet, man schaute in den Manteltaschen nach. Aber keiner konnte sich vorstellen, dass das Päckchen ganz unten im Futter lag. So kam ich immer an die Päckchen. Aber eines Tages war der Wachsoldat außer sich, denn er sah mich mit dem Päckchen in der Hand, das dann verschwand – und er konnte es nicht finden. Deshalb ging ich sofort auf die Toilette, die neben unserem Arbeitsraum war, und hängte das Päckchen mit einer Schnur aus dem Gitter des Toilettenfensters, das zum Garten hin lag. Die Schnur war fünf, sechs Meter lang. Ich hängte das Päckchen also raus und kehrte an meinen Platz zurück. Ich sah, dass mich der Wachmann mit seinem Blick verfolgte. Und tatsächlich kam er zu mir. „Steh auf“, befahl er und durchsuchte mich ein weiteres Mal, natürlich ohne etwas finden zu können. Er war außer sich, konnte aber nichts machen. Ich sagte dann den anderen Gefangenen, wo das Päckchen hing. „Geht hin, bedient euch und lasst mir auch was übrig.“

Wir waren vier Griechen und teilten uns alles. Und im Päckchen waren an die zehn kleine, quadratische Stück Zwieback und etwas Margarine. Das

war alles. Aber für uns war der Zwieback von Bedeutung, ich erwähnte schon, dass das Essen, das wir bekamen, außerordentlich karg war.

So sahen für uns fast alle Tage dort aus. Aber es gab andere Gefangene, die Schwerstarbeit leisten mussten. Zugegebenermaßen wurde ich nie zu so etwas herangezogen. Erschreckende Zwangsarbeit, die manchen auch das Leben gekostet hat. Wenn die Bomber vorbeizogen, um ihre Last an der Front zu entladen, war die Donau der Wegweiser für die amerikanischen Piloten, die ja vom Westen kamen. Unser Gefängnis lag an der Donau. Manche Bomben wurden auch bei uns abgeworfen. Viele von ihnen explodierten, jedoch nicht alle, es gab auch Blindgänger. Fielen sie auf sumpfigen oder weichen Boden oder auf sandige Hügel, konnte man das Eintrittsloch der Bombe sehen, die jedoch nicht detoniert war. Es gab also keinen Explosionskrater.

Die Winzer protestierten, weil es in der Gegend dort Reben gab, Keltertrauben. Strafgefangene übernahmen die lästige Pflicht, die Blindgänger auszugraben und zu entfernen, damit das Gefühl der Sicherheit zurückkehrte und die Bauern wieder auf den Feldern arbeiten konnten. Oft kam es bei den Grabungen zur Explosion, und die Strafgefangenen wurden dabei verletzt oder getötet. Im Gefängnis gab es mehrere Verwundete von solchen Einsätzen. Andere taten noch schwerere Arbeiten, je nach erlerntem Beruf. Hatte jemand viele Muskeln, beispielsweise als Schmied, wurde er zur Schwerstarbeit abkommandiert. Wenn man ein breites Kreuz hatte, kam man zu den Gütertransporten. Andere kamen in Büros und zur Gefängnisdruckerei, wenn sie entsprechende Erfahrung hatten. Ihre Arbeit war gewissermaßen interessanter. Für mich war das als ehemaliger Bankangestellter weniger interessant, aber auf jeden Fall keine schwere Arbeit. Die Unsicherheit wich aber nicht von uns. Wir bekamen mit, dass die Deutschen ständig auf dem Rückzug waren, wir wussten aber keine Details. Und manchmal erreichten uns erschreckende Nachrichten. Von der Ostfront hörten wir, dass die Deutschen Lagerinsassen oder Häftlinge in Gefängnissen nicht freiließen. Sie wurden exekutiert, mitgenommen oder verbrannt. Man brannte das Gefängnis nieder und ging. Viele solche Ereignisse hatte es im polnischen und tschechoslowakischen Raum gegeben, solche Informationen waren durchgesickert und uns zu Ohren gekommen.

Unsere Unsicherheit wuchs, irgendwann waren bestimmt wir an der Reihe. Das stand für uns fest. Im Frühjahr 1945 fiel Wien an die Russen, die sich danach auf uns zubewegten, denn wir befanden uns 80 Kilometer

westlich von Wien. Wir wussten natürlich auch von der zweiten Front im Westen. Die Alliierten hatten die französisch-deutsche Grenze überquert und schlugen sich in Richtung Salzburg durch. Diese Stadt liegt zwar auch in Österreich, war jedoch noch weit entfernt, in der Nähe der Grenze zwischen der Schweiz und Deutschland.

Trotzdem waren die Westalliierten vor den Russen bei uns, da sich diese mächtig verspäteten. Diese 80 Kilometer waren ein hartes Stück Arbeit, ihre Bewältigung hat Monate gedauert. Es waren Hitlers letzte Schlachten, alle Kräfte wurden zusammengezogen. Wir als Strafgefangene arbeiteten kontinuierlich weiter. Der Alltag war, was die Verpflegung anging, wie bereits erwähnt, sehr hart. Eine Woche Arbeit an den Hülsen bedeutete für uns einen Wochenlohn von vier Zigaretten und zehn Gramm Margarine aus Kohle. Samstagmittag wurde ausgezahlt. Diese Zigaretten konnte ich aber nicht rauchen. Einmal ließ ich mich dazu hinreißen, eine zu rauchen. Und obwohl ich vor meiner Gefangenschaft viel geraucht hatte, fiel ich in Ohnmacht, weil ich zu erschöpft war. Ich war dem Nikotin nicht mehr gewachsen. Seitdem gab ich sie denen ab, die gern rauchten. Ich behielt nur die Margarine. Wenn möglich, bekam ich auch etwas für die abgegebenen Zigaretten.

Es gab Fälle, bei denen eine Packung Zigaretten die Flucht ermöglichte. In dieser letzten Phase waren die Wachen bestechlich.

Der Hauptgrund dafür war, wie wir später erfuhren, die zunehmende Unzufriedenheit der Österreicher mit Hitler. Die war enorm gestiegen, und sie hatten begonnen, Hitler zu hassen, weil sie sich Gedanken darüber machten, was sie nach dem Krieg wohl erwartete. Der Rhythmus unseres Lebens änderte sich jedoch nicht. Nur das Büro, das wir fünf gegründet hatten, sorgte fast jeden Tag für eine gewisse Aufklärung und die Steigerung der Moral. Ich behaupte, dass wir darüber unseren Hunger vergaßen, denn die Gedanken ziehjen, wenn man etwas mit Abstand betrachtet, sich lebhaft darin vertieft, die Seele mit und man vergisst das Leid, den Hunger und alles andere. Und ich kann durchaus behaupten, dass wir fünf die einzigen politischen Häftlinge unter den griechischen Gefangenen waren, die die gesetzten Ziele des Büros erreichten. Alle anderen waren Arbeiter, die aus Not nach Deutschland gekommen waren oder aus anderen Gründen dort arbeiten mussten. Im Gefängnis waren sie in erster Linie wegen Diebstahls gelandet. Sie hatten den Deutschen in Griechenland Reifen und anderes aus den Lagern gestohlen.

Aus diesem fünfköpfigen Büro war nur ich in meiner Zelle. Die anderen vier waren ebenfalls einzeln in anderen Zellen verstreut. So hatten etwa fünfzehn Menschen aus der Gruppe der Griechen einen einigermaßen organisierten Kontakt.

In der engen Zelle war ich mit Kotsonis, einem Koch aus dem Athener Bezirk Kipseli und meinem Kollegen aus der *Bank von Griechenland*, Giorgos Krikelis, untergebracht, der für die gleiche Sache wie ich ebenfalls zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt worden war (und später in meinen Armen starb). Mitglied des fünfköpfigen Büros war der Student Galonis, der im griechischen Bürgerkrieg* nach dem Zweiten Weltkrieg hier auf Kreta 1947 zusammen mit dem Partisanenführer Giannis Podias* starb. Als junger griechischer Soldat nahm er nach dem Zweiten Weltkrieg an den Säuberungsaktionen gegen die Kommunisten teil, desertierte und schloss sich der Gruppe von Podias an. Das hatte Konsequenzen, und er musste sterben. Da war noch Bojko, der, als ich ihn vor dem Krieg kennenlernte, Amtsdienst an der sowjetischen Botschaft in Athen war. Ein weiterer war Chatzijeorjiou, ein Bauunternehmer, der, zumindest bis vor einem Jahr, als ich ihn zufällig wieder traf, im Bezirk Tampouria bei Piräus lebte. Wenn sich die Möglichkeit ergab, redeten wir ein paar Worte miteinander, zum Beispiel darüber, ob wir uns vorstellen könnten, am bewaffneten Kampf teilzunehmen, der nach dem Fall Deutschlands notwendig sein würde. Es wurde allmählich offensichtlich, dass es nur eine Frage von Tagen sein würde, bis Deutschland am Ende war. Es war Frühjahr 1945. Mehr Leuten als dem fünfköpfigen Büro konnten wir uns aus Mangel an Verlässlichkeit nicht anvertrauen. Außerdem befanden sich die Personen, die wir sozusagen im Geiste des Widerstands moralisch zu unterstützen und zu leiten suchten, nicht in Griechenland, sondern aus Not als freie Arbeiter im Deutschen Reich, was uns wegen ihrer rechtmäßigen Papiere verdächtig erschien. Diese Papiere eines Griechen, der zur Arbeit ins Deutsche Reich ging, bedeuteten Konformität mit dem Regime, denn diese Arbeitspapiere bekam man nur unter bestimmten Voraussetzungen. Deshalb war unser Vertrauen begrenzt, was sich nach der Wende Anfang April 1945 als berechtigt erwies, wie ich gleich erläutern werde.

In der Zelle verbrachten wir viel Zeit, aber ebenso viel bei der Arbeit, bei der wir fünf nebeneinander saßen. Dabei konnten wir frei über die für uns interessanten Themen diskutieren. Was wir im fünfköpfigen Büro besprachen, waren in erster Linie psychologische, stärkende Inhalte, manch-

mal ging es auch um eine ethische Lebensauffassung. Wir diskutierten, was gut und was schlecht sei, manchmal unterhielten wir uns auch über religiöse Themen. Sicherlich hatte jeder von uns Fünfen, wenn wir auseinandergingen, auch in seiner Zelle nach dem spärlichen Abendessen und bis zum Silentium um 21 Uhr etwas zu erzählen. Danach durfte kein Wort mehr fallen. In meiner Zelle lebte, wie gesagt, Kotsonis, der Koch aus dem Athener Bezirk Kipseli. Der Hunger trieb uns zur Unterhaltung über Essen. Ich sagte zum Koch:

„Kotsoni, jetzt wirst du dein bestes Essen für uns kochen. Beschreibe uns deine Lieblingsspeisen. Wir haben zwar zu Abend gegessen, sind aber immer noch hungrig. Beschreibe uns also deine Gerichte so, dass wir davon satt werden.“

Kotsonis musste man nicht lange bitten. Er beschrieb Nudeln mit Fleischsoße und Schmorbraten, die er in Kipseli gekocht und dann verkauft hatte. Er hatte einen kleinen Schnurrbart und war etwas älter als die anderen. Wenn er erzählte, konnte man die Soßen riechen, glaubte man ins Fleisch hineinbeißen zu können. Er erzählte, und wir lauschten seinen Worten. Das war unsere Art von Unterhaltung. In einem solchen Moment konnten wir unseren Kopf freimachen von den Sorgen, die uns Nachrichten und eigene Gedanken bereiteten, und den Ängsten vor dem, was wir noch zu erleiden befürchteten. Kotsonis war ein einfach gestrickter Kerl, er vertiefte sich nicht in die Ereignisse. Genau das, was wir brauchten. Giorgos Krikelis war dagegen der depressivste von uns dreien. Meistens war er niedergeschlagen. Das machte mir zu schaffen.

Ich sagte zu ihm: „Du grübelst zu viel.“ Das taten wir ja alle, aber nicht ständig. „Musst du denn dauernd an Oikonomopoulos denken? Du solltest dich selbst lieber als Held sehen. Sonst wärst du nicht hier in diesem Gefängnis gelandet.“

Krikelis erwiderte: „Ich ein Held, Niko, ist das dein Ernst? Aus welchem Grund? Habe ich einen Deutschen erledigt? Ich habe nur mein Haus für die Zusammenkünfte zur Verfügung gestellt.“ Ich ließ nicht locker: „War dir bewusst, was passieren würde, wenn es die Deutschen erfahren? Die Konsequenzen, die du jetzt ziehen musst?“

Er meinte: „Ja, das war mir bewusst.“

„Na also, dann war es doch ein Akt des Widerstands. Widerstand bedeutet nicht nur, auf dem Berg eine Waffe zu halten, zu zielen und abzudrücken. Die Widerstandskämpfer in den Bergen sind natürlich auch Helden,

vielleicht mehr als jeder andere, sie sind der direkten Gefahr ausgesetzt, in einem einzigen Moment kann alles vorbei sein. Aber deine Handlung steht ihrem Mut in nichts nach, es ist nur eine andere Form des Heldentums.“

Ziel meiner Worte war natürlich, seinen Pessimismus zu vertreiben. Seine Seele war schwer, melancholisch, sie hatte durch das Leben in Gefangenschaft einen Tiefpunkt erreicht. Dieser Pessimismus war ihm, wie ich glaube, bis zu einem bestimmten Grad angeboren. Krikelis hatte mir das bereits in seiner Heimatstadt erzählt. Er kam aus den Bergen Mittelgriechenlands, dem Städtchen Karpenissi. Kotsonis war anders, ein Alleinunterhalter. Ich selbst hatte die Rolle des Vermittlers. Denn Kotsonis hatte sich mit Krikelis oft in den Haaren. Giorgos sagte beispielsweise zum Koch: „Du bist so ein Luftikus, ich kann es nicht fassen. Mit dir kann ich nicht ernsthaft diskutieren, du schwafelst nur übers Essen, hast nichts anderes im Kopf. Du kannst unsere Lage gar nicht realistisch einschätzen.“ So ging das die ganze Zeit. Ich versuchte zu schlichten:

„Giorgo, auch das Essen hat seine Berechtigung. Hier haben wir keins. Jetzt können wir aber lernen, wie es zubereitet wird, und wenn wir wieder frei sind, wenn wir die Deutschen verjagt haben, können wir auch wieder kochen.“

Ich versuchte, das Absurde der Situation hervorzuheben. Einige Male war es fast zu Handgreiflichkeiten gekommen. Wir waren drei Personen – eine Gesellschaft im Kleinen. Hätten wir keine gemeinsame Basis finden können, um menschlich miteinander umzugehen, um unter diesen harten Bedingungen gemeinsame Ziele zu erreichen, wäre unsere Qual ins Unermessliche potenziert zum Ausbruch gekommen. Drei Menschen auf engstem Raum. Es erschien uns wie eine Sardinenbüchse. Wenn man da die Gedanken nicht frei entfalten kann, spürt man das Blech der Büchse direkt auf der Haut. Kann man aber frei denken, entwickelt sich der Geist, als wäre der Körper nicht eingesperrt. So konnte der Geist aus dem Gefängnis ausbrechen. Nur der Körper blieb gefangen.

Ich war natürlich im Vorteil. Wir waren zwar alle fern der Heimat, ich aber wusste, dass meine Frau sich keine tausend Meter von mir entfernt aufhielt, wenn auch im Gefängnis. Ab und zu hatten wir Kontakt, zwar keinen persönlichen, aber über die erwähnten Päckchen. Und es war möglich, dass sich eine Gelegenheit ergab, um vielleicht wieder zusammen zu kommen, zu handeln und uns vor dieser Verwüstung zu retten, die uns zu verschlingen drohte. Die beiden anderen hatten ihre Gedanken, soweit ich

das beurteilen konnte, ständig in Griechenland, in ihrer alten Umgebung. Krikelis war gedanklich beim griechischen Widerstand, Kotsonis jedoch nur in seiner persönlichen Umgebung, bei seinen Finanzen. Er war nämlich kein politischer Gefangener und konnte auch unsere Opferbereitschaft im Namen der nationalen Befreiung und unseren Einsatz dafür nicht nachvollziehen. Er war, wie ich erfahren konnte, wegen einer Transaktion unter Deutschen in seinem Bezirk Kipseli belastet worden.

Ich muss ein wenig darüber berichten, wie jeder von uns dachte, wenn er die Augen schloss oder wenn die Gespräche versiegteten. Über unseren Geist und auch unsere Seele – bei mir zumindest. Trotz aller Entbehrungen, trotz des schrecklichen Hungers, bin ich nicht so eingeknickt, dass ich meinen Überlebenswillen verloren hätte. Ich spürte eine Kraft in mir, die mich bestärkte, dass ich hier, wo ich nun mal stand, nicht sterben, sondern nach Griechenland zurückkehren würde, befreit und mit erfüllten Träumen. Das zirkulierte in meinem Denken, in meinem Blut, kann ich sagen. Und das war immerzu präsent, nicht nur, wenn ich sprach, sondern auch, wenn ich allein war und nachdachte. Die anderen staunten. „Woher kommt dieser ausgeprägte Überlebenswille?“, fragten sie mich. Es bedeutete, dass ich bestimmte Grenzen überwunden hatte, in deren Nähe die anderen nicht einmal gekommen waren. So sah ich das zumindest. Giorgos Krikelis bewegte sich zwar in Widerstandskreisen, jedoch ohne dass seine Aktionen in Athen weit genug gegangen waren. Er war ein passiver, melancholischer Mensch, der keine Opfer bringen wollte. Das war der Grund, warum er im Widerstand nur halbherzig agiert hatte. Er konnte nicht akzeptieren, dass er dieses Wenige mit Gefängnis und Verbannung aus Griechenland bezahlen musste. Er war der Ansicht, dass der Preis für das, was er getan hatte, zu hoch war. Das konnte er sich selbst nicht verzeihen, weshalb auch sein Hass gegen Andreas Oikonomopoulos wuchs, der ihn verraten hatte.

Andreas Oikonomopoulos, mit dem ich oft die Gelegenheit hatte, unter vier Augen zu sprechen, war geistig völlig desolat. Man konnte mit ihm nicht mehr vernünftig reden. Er verdrängte die Tatsache, dass er Krikelis verraten hatte, der daraufhin inhaftiert worden war. Er verleugnete das auf einer ganz bestimmten Ebene. Wenn ich das Gespräch mit ihm suchte, verloren sich seine Gedanken. Er konnte einfach nicht mehr logisch denken. Seine Gedanken waren die eines Kleinkindes. Dies war dem abrupten Übergang geschuldet: Denn, ohne dass er sich etwas Besonderes hatte zuschulden kommen lassen, wie er zumindest meinte, fand er sich mit einer

Strafe von zehn Jahren Zwangsarbeit in Deutschland wieder. Es war die Folge der seelischen Qualen und der Gewissensbisse gegenüber den Kameraden, die nach dem Verrat ähnliche oder noch schlimmere Folgen als er zu tragen hatten. Die Tage vergingen, und das Leben in der Zelle wurde immer enger, immer unerträglicher. Es sickerte durch, dass West- und Ostfront bald zu einer Front würde, dass sich die Alliierten beider Seiten also irgendwo vereinten. Wir wussten natürlich nicht, wo das stattfinden würde. Wir verspürten Hoffnung. Die Ereignisse gaben uns Aufwind, was aber zu Lasten des Sicherheitsgefühls ging. Denn es hieß, wie ich bereits sagte, dass die Aussichten für die Gefangenen, freizukommen und erlöst zu werden, gegen Null tendierten. Normalerweise gingen die Gefangenen in diesem Chaos unter oder wurden in den Gefängnissen den Flammen übergeben. Wir erfuhren, dass es in einem bestimmten Gefängnis gleichzeitig Explosionen und Feuer gegeben hatte. Das war in Warschau, wo politische Gefangene und Juden einsaßen. Hitler soll befohlen haben, dass bei einer eventuellen Eroberung Warschaus durch die Russen Feuer gelegt werden sollte, auch während der noch nicht abgeklungenen Straßenkämpfe. Ich weiß nicht, wie viele Menschen dort ihr Leben lassen mussten. Das Ereignis regte viele Gedanken in alle Richtungen an. Und machte bei mir das Ausmaß des Opfers klar. Wir fragten uns: „War das, was wir getan hatten, so schwerwiegend, dass es solche Folgen haben muss?“

Ehrlich gesagt, gab es trotz meines Überlebenswillens Momente, in denen ich dachte, dass das, was ich getan hatte, die Entbehrungen von zehn Jahren nicht wert war – geschweige denn die unbekanntenen Folgen nach Kriegsende. Ich glaubte, dass meine Schuld nicht groß genug war. Ich hätte mehr getan haben müssen, um beim Abwägen sagen zu können: „Die Deutschen haben mich zu recht so behandelt!“ Der Schaden, den ich angerichtet hatte, war nicht groß genug, um diese Strafe zu verdienen. Das degradierte mich zur Zweitklassigkeit gegenüber den anderen Freiheitskämpfern, die in den griechischen Bergen voller Leiden und Entbehrungen lebten und jederzeit in einen Nahkampf mit den Deutschen verwickelt werden konnten. Ich war zweitrangig. Ich hatte das Gefühl, dass ich zwar zum gemeinsamen Kampf beigetragen hatte, jedoch nicht genug, um mit dem gleichen Strafmaß verurteilt zu werden wie andere, die alles aufs Spiel gesetzt hatten. Ich verspürte ein Ungleichgewicht.

Ja, das war unser Leben in Gefangenschaft. Die Tage verstrichen, und wir befanden uns im Frühjahr 1945. Uns überkamen traurige, manchmal

aber auch erhabene Gefühle, abhängig von den neuen Entwicklungen, die uns über den Kampf der Alliierten erreichten. Mit Spannung verfolgten wir den Ausgang des Wettrennens zwischen den Russen im Osten und den anderen Alliierten im Westen. Werden uns die Kämpfe erreichen, werden sie uns überrollen, werden sie uns aufreiben – und was werden wohl die Folgen sein? Die Flugzeugverbände waren über uns in der Luft. Es waren Amerikaner, weil die Russen keine Flugzeuge schickten, zumindest nicht dahin, wo wir waren. Ihre schwere Artillerie feuerte aber Abertausende von Granaten ab.

Es herrschte offensichtlich eine Arbeitsteilung. Die US-amerikanischen Verbände überflogen uns täglich in Schwärmen von jeweils an die 300 Maschinen, immer an der Donau entlang, die durch Wien fließt.

Ende März 1945 erfuhren wir, dass Wien gefallen war und die Russen unaufhaltsam vorrückten. Und auch, dass fast alle Brücken von Wien bis zu uns von den Deutschen gesprengt worden waren, um den Kontakt der russischen Truppen, die sich nach Westen bewegten, mit den verbündeten Franzosen, Briten und Amerikanern zu verhindern. Wir hörten, dass sich die Armeen trotzdem irgendwo in Richtung Salzburg auf österreichischem Boden treffen sollten. Während dieser Ereignisse gingen wir weiter in die Fabrik zur Arbeit. Eines Tages wurden aber unsere Zellen nicht geöffnet. Es war der Morgen des 6. April, wir waren fertig angezogen und warteten darauf, zur Arbeit abgeholt zu werden. Der Vortag war ein Sonntag, wir hatten uns nichts dabei gedacht. Samstagabend waren wir nach der Arbeit zurück in die Zellen geführt worden, es folgte der arbeitsfreie Sonntag, und montags hätten wir eigentlich wieder zur Arbeit müssen. Aber es geschah nichts.